

16./IV. 1919

Die Vernichtung des Kunsthistorischen Museums.

Der Blau Italiens für die Friedenskonferenz.

Wien, 15. April.

Unser Leben ist freudlos geworden. Täglich dringt mit stärkerer Gewalt die Empfindung auf uns ein, daß die Quellen des Frohsinns nicht mehr fließen und daß wir abgesperrt sind von dem, was früher das Element von Wien war, von dem heiteren Glanz des Daseins, dem Behagen an uns selbst und der Fähigkeit, uns mitzuteilen, Freunde zu erwerben und selbst Gegnern Milde einzulösen. Wir haben keinen Makart mehr, der auf eine Leinwand zaubert, was uns Helle gab und Frische der Bewegung, der Bilder zu formen weiß, in denen das Lachen schöner Frauen, ihre Grazie und Weichheit in üppiger Herrlichkeit erstrahlt. Zu fürchterlich ist diese Stadt mißhandelt worden. Die Not hat ihr den Zug des Oranes eingekehrt, ihr Lächeln ausgelöscht und uns alle zu Bettlern gemacht, die Fremde um Hilfe bitten, um ein Stückchen Brot, um ein wenig Milch für die Kinder, um ein wenig Fleisch und um ein wenig Frieden. Eine Flut von Jammer ist über uns gegangen und ein beispiellos grauenhafter Winter ist vorüber. Verluste auf allen Seiten, im Norden, im Süden und im Osten, die Kronländer entfremdet und eingesponnen in die eigene Bedürftigkeit, nirgends ein Trost und nirgends ein kleines Blau zwischen den Wolken. Trotzdem haben wir diesen Winter ertragen, in anfänglicher Geduld, ruhig ertragen, was vielleicht jede andere Stadt zur Raserei geweckt hätte, die sich in tobenden Gebärden entläßt. Was ist die Belohnung? In den Tagen, da es ein wenig besser wird, da wir glauben, aufatmen zu können und ein wenig den Alldruck abzuschütteln, kommt ein neuer Schlag, der uns wieder zurückwirft in den Jammer der Besiegten. Er wirkt so, als würde uns ein Stück unserer geistigen Existenz geraubt werden.

Die Wiener haben das Kunsthistorische Museum zu wenig gekannt. Es hat nicht jenen eigentümlichen, unmittelbaren Zusammenhang mit der Bevölkerung, wie die Venus von Milo und der Salon Carré im Louvre. Aber Tausende und Tausende sind doch in den leider nur kargen Besuchsstunden hingegangen und haben sich an dem Anblick edler Werke erbaut, deren prangende Farben den grauen Alltag verschlechten. Das Beste, das Schönste wollen sie uns jetzt nehmen, das darin enthalten ist. Mehr als vierzig Meisterwerke, Güter, die nicht mit Summen zu bezeichnen sind, weil sie wie Blumen und Früchte geistige Einheiten bilden, die man nur erleben kann und als Vollkommenheit empfinden. Die Kirchenmadonna von Tizian! Wem wird nicht gleichsam hell vor den Augen, wenn er sich dieser Gruppe erinnert, bei der das jugendliche Genie des Malers das Heilige ins Nührende verwandelt, und die so gar nichts Mäktisches, so gar nichts Trübes hat, sondern die ganze Unbewußtheit eines Kindes schildert, das eine Frucht begehrt, während die Mutter mit leiser, feierlicher Regung, vielleicht mit heimlichster Ahnung künftiger Leiden ihm den Genuß gestattet. Dieses Kleinod sollen wir verlieren. Verlieren die mächtigen Porträts, die Männergestalten voll ernster Größe, in denen sich der Herrscherville eines ganzen Volkes spiegelt. Verlieren sollen wir die So von Correggio, die in verklärter Wollust sich dem Gotte hingibt, den Ganymed, der, vom Adler getragen, in jugendlicher Kraft zum Himmel schwebt, verlieren das Salzfaß des Cellini, verlieren die deutsche Kaiserkrone, die Gemmen und Handschriften, verlieren die Statuen, die Erinnerungen an große Vergangenheit, die Waffen, die Fahnen, verlieren und immer wieder verlieren. . . .

Wozu noch die Beschränkung? Vollendet nun das Werk, das ihr begonnen habt. Wozu uns als blutenden Stumpf zurücklassen, wenn es nun einmal der Wille ist, das Beste zu nehmen? Da alles ohnehin der Willkür offen steht,

da jeder sich nehmen kann, was ihm paßt und wann es ihm paßt, wozu dann noch die Notiz und dieser Schein von Rechtmäßigkeit, hinter der sich die nackte Gewalt verbirgt? Niemand wird glauben machen, daß, was in Italien zerstört wurde, auch nur zu einem Bruchteil mit dem verglichen werden kann, was uns widerfahren ist. Italien ist so überreich an Schönheit, so vollgepfropft mit Erinnerungen, so begnadet von der Natur und von den Künstlern, die es hervorgebracht, daß nichts ihm anhaben kann, was immer in Udine oder in Oberitalien ihm entgehen mag. Außer den Fresken von Tiepolo ist nicht ein Werk ersten Ranges genannt worden, das beschädigt oder vernichtet wurde. Kein Bild eines Unsterblichen wurde verletzt oder fortgebracht. Alle Rechtsgründe sind nur der Vorwand für das schrankenlose Begehren, das im kleinen das wiederholen möchte, was im großen in Paris geschieht: der Triumph des Hasses, die Freude am Behalten und an dem hilflosen Herumzucken des Opfers. Da wir körperlich Lebensmittel bekommen, müssen wir sie geistig verlieren. Da wir nach fünfmonatigem verzweifeltsten Warten endlich mehr empfangen, müssen wir geistig auf halbe Ration gesetzt werden und um des nackten erbärmlichen Daseins willen ruhig mit ansehen, wie man den Schatz, den die Fürsorge von Jahrhunderten uns hinterlassen hat, in alle Winde trägt.

Dagegen müssen wir uns empören. Warum gelingt es der Entente, daß sie das Gefühl zur politischen Waffe schmiedet; kann sie allein ihre Güter verteidigen und selbst die eingebildete Mißhandlung als Angelegenheit behandeln, die an die Empfindungen der Menschheit rührt? Wenn wir nichts tun, als ruhig abwarten, bis die Konferenz beisammen sitzt, so wird es wieder einmal zu spät und das Mitgefühl mit unserem Schicksal, das ohnehin zum großen Teil auf der Furcht vor Bolschewismus beruht, verrauschen. Was ist unter den Händen der Entente die Kathedrale von Reims geworden, welche Kraft des Hornes ist aus den Erzählungen über die Bauten von Löwen entstanden, trotz aller Berichtigung? Sollen wir allein immerdar im Schatten sitzen und sollen unsere Werte gar nichts gelten und unser Gefühl immerdar vereinzelt bleiben ohne Ausweg in das gemeinsame Bewußtsein aller Menschen? Es muß einmal zur Erkenntnis kommen, daß ein mürrisches, graues Wien, eine Stadt ohne Bilder, ohne Sehenswürdigkeiten und mit dem Stempel der Bettelhaftigkeit nichts mehr zu sagen hat, daß wir dann verurteilt sind, ganz zu verwaissen und in der Trübseligkeit unserer kleinlichen gegenseitigen Befehdung unterzugehen. Nur die Erhaltung des Geistigen kann uns retten und auch das ist nur möglich, wenn wir selbst das Gefühl ihres Wertes haben; wenn wir jede Verletzung mit der äußersten Kraft bekämpfen, mit unserer ganzen Erbitterung für jedes Stück und für jeden Teil einstehen und alle Völker zum Zeugen dafür aufrufen, daß hier eine Gewalttat geschieht, wie sie ärger wohl selten statgefunden hat.

Aber eines muß vorhanden sein: Wirkliches Interesse und wirkliche Empfindung. Sonst muß der Gegner triumphieren. Italien verdankt Deutschen und deutschen Oesterreichern die eigentliche Erweckung seiner Kunst. Jakob Burckhardt und Friedrich Nietzsche haben die Renaissance erst aus dem Staub gehoben und die Oesterreicher Wickhoff und Riegl haben Grundlegendes für die Erneuerung der italienischen Kunststudien geleistet. Von einem Oesterreicher ist der erste wissenschaftliche Katalog einer Sammlung italienischer Handzeichnungen veröffentlicht worden. Mit Recht sagt Dworzak den Italienern: Wissenschaftlich seid ihr nicht unsere Bundesgenossen, sondern auch unsere Schüler. Niemals hat sich Deutschösterreich an italienischem Gut vergreifen; nirgends ist auch nur der Schatten eines Rechtes für den Bilderraub zu suchen. Ein deutscher Oesterreicher hat bei den Franzosen durchgesetzt, daß sie die Gemälde, die von Napoleon genommen worden waren, zurückgaben. Aber all diese Verdienste, all die Fürsorge so vieler Kaiser und die Mühewaltung so vieler Gelehrter sind vergessen, ausgelöscht um des raschen Gewinnes, um der Begierde willen, die bedenken-

los zugreift, wo Schwäche gesehen wird und innere Zermürbung.

Diese Schwäche kann jedoch nicht andauern, wenn wir noch einen Funken von Selbstgefühl besitzen. Jeder, der geistig empfindet, in allen Ländern, auch in den feindlichen, muß zum Urteil aufgerufen werden und vielleicht wird Italien doch einsehen, daß, wenn wir auch wehrlos sind, dennoch noch nicht alle Bande zerrissen wurden, die rechtlich Denkende auf der ganzen Erde verbindet. Nur eines brauchen wir: festen Entschluß und volle Klarheit über das, was uns bevorsteht. Das Kunsthistorische Museum darf nicht zugrunde gehen, denn ein Stück unseres eigenen Wertes wäre mit ihm verloren.